

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich möchte Sie sehr herzlich im Hause der Sparkasse Bremen begrüßen. Das diesjährige Thema der Bremer Universitätsgespräche lautet: „Neue Keramik: Aufbruch in Biosphäre und Nanowelt“. Das hat offensichtlich weniger mit einem Töpferkurs als mit Biophysik zu tun. Und damit sind wir bei den Naturwissenschaften. Der amerikanische Philosoph Richard Rorty sagte einmal: „Ingenieure und Naturwissenschaftler tun etwas für die Verbesserung unseres materiellen Lebens, während Dichter und Romanschriftsteller etwas dafür tun, daß wir freundlicher, toleranter werden.“¹

Das hört sich sehr optimistisch an, und doch sollten wir die gesellschaftliche Realität in Deutschland nicht schön reden, denn sie ist durch eine tiefe Technikskepsis, wenn nicht sogar Technikfeindschaft geprägt. Dabei ist aber das Anstrengende an diesem Land, daß es auf seine permanente technische Überlegenheit angewiesen ist. Wenn wir schon keine Rohstoffe haben, dann bleibt uns das know-how. Das geht in den derzeitigen Debatten unter, in denen die Lobbyisten darum kämpfen, wie der Wohlstand verteilt wird. Es wäre aber an der Zeit, darüber nachzudenken, wie Wohlstand in Deutschland entsteht, durch Technologie nämlich!

Hier muß uns alarmieren, daß die Industrie fast nur noch angewandte Forschung betreibt, und daß die Hochschulen unter Geldmangel leiden und deshalb weniger Grundlagenforschung betreiben können; es muß uns alarmieren, daß die Zahl der studierenden Ingenieure weiter schrumpft und deshalb in Deutschland in absehbarer Zeit Fachkräfte fehlen, die dem Land das technologische Niveau und damit den Wohlstand sichern und schließlich muß uns alarmieren, daß sich der Außenhandelserfolg des deutschen Technologiesektors in den 90er Jahren zunehmend - rein rechnerisch sogar ausschließlich - auf den Automobilsektor gestützt hat².

Nicht zufällig hat der Soziologe Ulrich Beck im Jahre 1986 die **Risikogesellschaft** in diesem Land diagnostiziert. Die Risiken

beunruhigen die Menschen und vielleicht noch mehr beunruhigt sie, daß sie keinen Schuldigen mehr finden außer sich selbst. Der Ursprung der Gefahren liegt also nicht mehr im Äußeren, Fremden, sondern in der neuen Fähigkeit der Menschen zur Selbstveränderung, Selbstgestaltung und Selbstvernichtung der Reproduktionsbedingungen allen Lebens auf dieser Erde. „ Das aber heißt: Die Quellen der Gefahren sind nicht länger Nichtwissen, sondern *Wissen*, nicht fehlende, sondern *perfekionierte* Naturbeherrschung, nicht das dem menschlichen Zugriff Entzogene, sondern eben das *System der Entscheidungen* und Sachzwänge, das mit der Industrieepoche etabliert wurde. Die Moderne hat die Rolle ihres Gegenparts - der zu überwindenden Tradition, des zu beherrschenden Naturzwangs - noch mit übernommen. Sie ist Bedrohung *und* Verheißung der Befreiung aus der Bedrohung geworden, die sie selbst schafft.“³

Ist es Zufall, daß ein paar Jahre nach der Risikogesellschaft die neunziger Jahre als **Erlebnisgesellschaft** eingeläutet wurden? Gerhard Schulze machte uns darauf aufmerksam, daß, wenn für die animalischen Bedürfnisse gesorgt ist, sich das Bedürfnis nach Selbstverwirklichung entfalten kann.

Dies geht zurück auf die von dem amerikanischen Psychologen Abraham Maslow entwickelte Bedürfnispyramide.⁴ Maslow erforschte gesunde, erfolgreiche und glückliche Menschen. Dabei entdeckte er, daß man die menschlichen Bedürfnisse nach einer bestimmten Rangordnung einteilen kann. Erst wenn die Bedürfnisse einer unteren Stufe befriedigt sind, strebt der Mensch nach der Erfüllung von Bedürfnissen der nächst höheren Stufe.

Auf der untersten Stufe finden sich die GRUNDBEDÜRFNISSE, also Wasser, Luft, Nahrung, Unterkunft, Schlaf etc. Auf der nächsten Stufe erkennen wir die SICHERHEITSBEDÜRFNISSE, das heißt das Streben nach materieller-, beruflicher- und Lebenssicherheit. Die nächsthöheren Bedürfnisse werden als SOZIALE BEDÜRFNISSE bezeichnet, also Liebe, Freundschaft und Gruppenzugehörigkeit. Die folgende Stufe der Bedürfnispyramide wird durch die ICH-BEDÜRFNISSE ausgefüllt. Hier werden beispielsweise Anerkennung, Geltung und Selbstachtung

angeführt. Auf der höchsten Stufe findet sich das Bedürfnis nach SELBSTVERWIRKLICHUNG. Dies äußert sich in Stichworten wie Individualität, Güte, Gerechtigkeit, Selbstlosigkeit und Ähnlichem. Diese Spitze möchten wir alle gerne erreichen; insofern sind wir in diesem Sinne alle Gipfelstürmer.

In der Erlebnisgesellschaft ist die Überlebensorientierung der Menschen durch die Erlebnisorientierung abgelöst worden. Sie richtet sich auf das Schöne, in diesem Zusammenhang ein Sammelbegriff für positiv bewertete Erlebnisse. Dabei wird das Subjekt sich selbst zum Objekt, indem es Situationen zu Erlebniszielen instrumentalisiert. Der Mensch wird zum Manager seiner eigenen Subjektivität, zum Manipulator seines Innenlebens. „Wo Erlebnisse zum beherrschenden Thema werden, beginnt man, sich vor allem mit sich selbst zu beschäftigen.“⁵

Das Ergebnis sind die Probleme des Reichtums: Menschen, die nach oben wollen, haben Mittelkrisen, Menschen, die oben sind, haben Sinnkrisen. „Das Privileg der Unterprivilegierten besteht in der Faszination der handgreiflichen Erfolgchance, das Problem der Privilegierten in der Langeweile von Menschen, die nicht recht wissen, was sie wollen.“⁶

An dieser Stelle stehen wir nun, nach dem Börsencrash der vergangenen drei Jahre vielleicht etwas verkatert, und überlegen nun, was zu tun ist. Und wir müssen etwas tun, wenn wir nicht in alte Zeiten zurückfallen wollen. Deshalb sollten wir die Chancen in unserer **Chancengesellschaft** ergreifen. Dazu möchte ich Ihnen eine kleine Anekdote erzählen:

Während eines unserer letzten Urlaube gelang es mir, meinen inneren Schweinehund zu überwinden und so fand ich mich am Strand zu einem Morgenlauf wieder. Ich war so rechtzeitig am Wasser, daß ich den Sonnenaufgang genießen konnte. Die aufgehende Sonne tauchte die Küstenlandschaft in ein warmes Licht aus vielen Gelb-, Rot- und Rosatönen. Das Auge wanderte von dem hellen Sand über das hellgrüne Strandgras mit schon abgeblühten hellbraunen Spitzen zu vier vor Anker

liegenden, ruhenden Segelbooten auf dem dunkelblauen, leicht gekräuselten Wasser. Gegen den Horizont hin wurde die Wasserfärbung immer intensiver, um dann zunächst von verschiedenen roten Pastelltönen des Himmels abgelöst zu werden. Der Himmel ging dann nach oben in ein helles Blau über. Der überwältigende visuelle Eindruck wurde durch beruhigende, leichte Windgeräusche und das Geplätscher der kleinen Wellen ergänzt, das dann und wann von dem heiseren Geschrei der Möwen unterbrochen wurde. Der Körper pumpte meine Lungen voll Luft und ich hatte ein Gefühl unendlicher Kraft und unendlicher Zufriedenheit.

Der logische Gedanke in dieser Situation war: So sollte es bleiben! Die Amerikaner sagen „never change a winning team“, und dieses Ensemble war ein winning team, also sollte daran nichts verändert werden. Jegliche Veränderung würde die Perfektion der natürlichen Idylle beeinträchtigen. Aber die Natur ist nicht so, denn schon in den abgeblühten Spitzen des Strandgrases kündigte sich Veränderung an; der Wandel der Jahreszeiten ist uns eine unbewußte Erfahrung. Darüber hinaus haben wir aus der Schulzeit einige Grundkenntnisse der Biologie gerettet, die von Charles Darwin und der Evolution handeln. Dann bleibt uns offensichtlich nur die Freude an der Natur, die wir genießen sollten, solange und wo immer es uns möglich ist. Schließlich haben wir die aus Erfahrung begründete Hoffnung, daß neue Entwicklungen wieder neue Idyllen hervorbringen werden, so daß wir die unweigerlich eintretenden Veränderungen nicht als Bedrohung begreifen müssen.

Soweit die Natur, aber wie sieht es mit den Menschen aus? Auch den Menschen ist die Strategie bekannt: Halte dich an das bisher erfolgreich Bewährte! Unser Handeln ist eingebettet in einen großen Bereich überkommener Überzeugungen und Gewohnheiten, den wir nur im Notfall mithilfe des Zweifels zeitweise verlassen. Verhaltenssicherheit gewinnen wir nur auf der Basis von konservativen Konventionen, die den Charakter des Selbstverständlichen tragen und eine große Beharrlichkeit aufweisen. Neue Erfahrungen, soweit wir sie nicht ignorieren können, versuchen wir zunächst an das vertraute Muster anzupassen.

Wir neigen dazu, Zweifel zu vermeiden und uns lieber irgendwelchen Autoritäten unterzuordnen. Diese Autoritäten können Personen sein oder Weltanschauungen, religiöse Glaubensüberzeugungen, politische Strömungen und vieles mehr. In der Regel sind wir Gewohnheitstiere und genießen die entlastende Wirkung von bisher erfolgreichen Handlungsstrategien. Gewohnheiten konservieren bisher erfolgreiche Handlungsstrukturen; sie zu verändern widerstrebt uns, denn sie haben einen offensichtlichen Vorteil: Wir sind mit ihnen bislang ganz gut gefahren, warum sollten sie uns nicht auch in Zukunft helfen? Diesen Vorteil kann man noch verstärken, wenn man die Gewohnheiten gewissermaßen sozialisiert, also die Gewohnheiten anderer übernimmt.

Man orientiert sich dabei an der „Normalität“ von Mehrheiten. Daß in der Mitte des Normalen ein relativ sicherer Platz ist, sagen uns auch die Verhaltensforscher - und sie haben dabei vor allem die Rudelbildung von Tieren vor Augen. Normalität ist aus dieser Sicht nichts anderes als die von vielen erprobten und als brauchbar bewerteten und allein deshalb stabilisierten kollektiven Handlungsmuster.

Allerdings ist tradiertes Wissen nur auf seinen bisherigen Anpassungserfolg getestet. Es transportiert immer nur Anpassungserfolge von gestern - ohne Erfolgsgarantie für morgen. Tradition und Gewohnheit werden umso wahrscheinlicher auch in der Gegenwart und in der Zukunft erfolgreich sein, je ähnlicher und konstanter die Lebensumstände bleiben werden. Nur dann macht der Anpassungserfolg von gestern auch den Überlebenserfolg von morgen wahrscheinlich.

Leider - oder glücklicherweise? - ist unsere Umwelt jedoch überkomplex und daher schwer durchschaubar. Sie kann sich unvorhersehbar ändern, und dann ist möglicherweise das überkommene Wissen unzureichend, ja vielleicht sogar hinderlich. Deshalb gibt es in der Evolution das folgende Prinzip: Lasse in Überlebenskrisen vermehrt Abweichungen zu! Setze auf Diversifizierung, sei verschwenderisch mit der Erprobung neuer Wege! Auf uns Menschen übertragen heißt das, wenn die Probleme das Säurebad von Ignorieren, Verschweigen, Verdrängen, Übersehen usw. unbeschadet überdauern, dann sollte man vielleicht mit Selbstveränderung experimentieren.

Meine Damen und Herren, **wir lieben den Fortschritt, aber wir hassen die Veränderung!**

Der Begriff Fortschritt ist in unserer westlichen Gesellschaft eindeutig positiv besetzt. Jeder möchte fortschrittlich sein, niemand möchte zu den Ewiggestrigen gezählt werden. Der positive Charakter des Fortschritts kann beispielsweise an dem medizinischen Fortschritt festgemacht werden. Damit soll Leiden vermieden und Leben verlängert werden. Und doch widersetzen wir uns so häufig den Neuerungen, die von außen an uns herangetragen werden.

An Silvester ist es Tradition, Vorsätze für das nächste Jahr zu fassen. Wir denken also offenbar, daß wir auf Sicht eines Jahres durchaus unser Schicksal selbst in der Hand haben, durch unser Verhalten und durch Willensentscheidungen etwas verändern können, erwarten aber von unserem Umfeld weniger Veränderungen. Dabei gilt: **Nur durch Veränderung haben wir die Chance, unser Leben zu verbessern!**

Hier sollten wir einen Moment innehalten und uns die Bedeutung einer Intuition verdeutlichen: Um die Veränderung zu verstehen, muß man sich nämlich selbst ändern. Wir sind nicht die Fixpunkte, die das weltliche Geschehen nur interessiert verfolgen, sondern wir sind Teilnehmer des Spiels. Es ist dann allein das Geschehene, das uns erlaubt, die Ankunft der Zukunft zu erfassen. Intuitiv erkennen wir die Veränderung und setzen sie buchstäblich ins Einvernehmen mit uns.⁷

Das Wörterbuch erklärt uns die Chance als günstige Gelegenheit, etwas Bestimmtes zu erreichen. Das Wort wurde im 19. Jahrhundert aus dem französischen „chance“ entlehnt, das schon früher unser Lehnwort Glückswurf ergeben hatte. Es bezeichnete ursprünglich den glücklichen Fall der Würfel beim Glücksspiel. Vielleicht ist es ja richtig, daß der Mensch mit seiner Zukunft spielt, aber er sollte doch so spielen, daß sich die günstigen Aussichten einstellen. Und dazu hat er heute eine nie gekannte Auswahl unter Handlungsmöglichkeiten.

Es ist bei unserem notorisch kurzen Gedächtnis aus unserem Blickfeld geraten, daß vor noch gar nicht langer Zeit von vielleicht fünf bis acht Generationen die allermeisten Menschen mit ihrer Geburt auf ein bestimmtes Leben festgelegt waren. Der Beruf des Vaters und die materiellen Verhältnisse sowie die gesellschaftliche Stellung der Eltern haben das Schicksal der Masse der Menschen determiniert. Sowohl gesellschaftlichem Aufstieg aber auch Abstieg waren - nicht nur in adligen Kreisen - enge Grenzen gesetzt.

Die sozialen Unterschiede waren bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in Deutschland rechtlich sozusagen erbfest eingefroren, und zwar sowohl wegen der relativen Dauerhaftigkeit der Machthierarchie als auch dank dem ideologisch legitimierenden Einfluß von magisch-geblütsrechtlichen Vorstellungen, an deren Seite trat noch die kirchliche Soziallehre. Derartige nach Berufsfeldern, Privilegien und Prestigerängen bis hin zu Kleiderordnungen scharf getrennte Funktions- und Rechtsverbände wurden Stände genannt. Da Geburt und Familienherkunft über den Eintritt in die ständisch abgegrenzten Lebensbereiche entschied, spricht man auch von Geburtsständen.

Neben den adligen Herrschaftsständen fanden sich die Stände der Kleriker. Daneben gab es großbürgerliche Patrizier, kleinbürgerliche Gewerbetreibende, freie und abhängige Bauern etc., die jeweils Stände bildeten. Sie waren nach ungleichem Recht fixiert, monopolisierten unterschiedliche materielle und ideelle Güter, genossen extrem abgestuftes Prestige und waren getrennt durch Kleidungsvorschriften und Umgangsformen, Lebensführung und Ehrenkodex. Außerhalb der ständischen Rechtsordnung im engeren Sinn bewegten sich dann die „unterständischen“ Gruppen der Landlosen, Vagabunden und Kriminellen.⁸ Erst mit dem von Hardenberg initiierten preußischen Oktoberedikt von 1807 wurde der Erbadel als Stand aufgehoben!⁹

Somit stellt sich die Frage nach einer zielgerichteten Veränderung bzw. nach unseren Zielen erst in unseren heutigen Verhältnissen, in denen wir nicht mehr mit der Geburt auf ein bestimmtes Leben fixiert sind. Woran orientieren wir uns, wenn wir unseren Freiraum ausfüllen?

Die dramatisch gestiegenen Einwirkungsmöglichkeiten der Menschheit an sich, aber zumindest in den westlichen Gesellschaften auch die Einwirkungsmöglichkeiten des einzelnen Menschen, treffen mit einer sich rasant verändernden Welt zusammen. Welches sind die wesentlichen Veränderungsfaktoren? Ohne einen Anspruch auf Vollzähligkeit können die Technologie, besonders die Informationstechnologie und die unter life sciences zusammengefaßten Bereiche Biologie, Pharmacie und Medizin genannt werden. Dazu kommen die demografischen Entwicklungen, die durch die Geburtenentwicklung der Vergangenheit bereits festgelegt sind und weit in die Zukunft reichen.

Eine triviale tägliche Erfahrung ist die Bedeutung der globalisierten Wirtschaft für unser Leben - der Wandel ist auch in diesem Bereich zu einem festen Bestandteil aller Sonntagsreden geworden. Nicht zu vergessen ist unsere Umwelt: Auch wenn die Attribute „öko“ und „bio“ von der Werbeindustrie vereinnahmt worden sind, heißt das noch lange nicht, daß wir diesem Bereich keine Aufmerksamkeit mehr schenken müssen.

Wie können wir nun dem Wandel begegnen? Dafür stehen uns verschiedene Strategien zur Verfügung:

Zunächst können wir den Wandel leugnen, wir nehmen ihn sozusagen gar nicht zur Kenntnis und tun so, als ob die Welt unverändert wäre. Wunschdenken spielt dabei wahrscheinlich eine wichtige Rolle.

Alternativ können wir uns dem Wandel unterwerfen. Wir akzeptieren die Veränderungen in gewisser Weise als höhere Gewalt, eventuell leiden wir auch unter dem Wandel. In die politische Hochsprache hat dieses Denken in der Form von TINA - there is no alternative - Eingang gefunden, auf neuhochdeutsch spricht man dann von den sogenannten Sachzwängen. Wenn der Zwang von Sachen, also nicht von Personen ausgeht, dann fehlt uns für unseren eventuellen Widerstand der personifizierte Gegner. Unser Kampf geht gegen Windmühlenflügel oder ins Leere, er ist also zwecklos und damit können wir uns den Veränderungen auch gleich unterwerfen.

Weiterhin können wir die Veränderungen kritiklos begrüßen. Alles Neue wird schon aufgrund des Neuigkeitswertes als gut begrüßt. Wir wenden uns also gegen das Alte an sich und freuen uns auf das Neue, um so unsere Fortschrittlichkeit unter Beweis zu stellen.

Allen diesen Handlungsstrategien ist ein gewisses irrationales Element eigen, aber der Mensch ist wahrscheinlich auch nur ein eingeschränkt rationales Wesen. Kant sagte, daß die Menschen vernunftbegabt sind; damit sind sie noch lange nicht vernünftig! Und doch gibt es auch eine vernunftgesteuerte Strategie: Wir können unseren Handlungsspielraum sinnvoll nutzen. Wir erkennen unsere Freiräume und wissen, daß wir irgendwo in der Mitte zwischen Allmachtsphantasien und Fatalismus richtig liegen. Diese Freiräume zu nutzen bietet uns Chancen, bürdet uns aber auch eine wichtige Verantwortung auf. Dieser Verantwortung können wir nicht entgehen, denn auch eine Entscheidung dafür, nichts zu tun, ist eine Entscheidung: Auch die Unterlassensalternative ist eine Entscheidungsalternative! Darum müssen wir handeln, auch wenn es manchmal schwer fällt.

Jeder weiß, daß Entscheidungen sehr schwer fallen können. Und jeder weiß auch, daß wir unangenehme Dinge gerne verdrängen. Also gehen wir gerne schwierigen Entscheidungen aus dem Wege. Dabei können uns einige einfache Regeln aus der Entscheidungstheorie helfen, unser Leben leichter zu gestalten.

Zunächst einmal muß man sich über die Ziele im Klaren werden. Dann hilft die Einsicht, daß wir die wenigsten Entscheidungen unter sicheren Bedingungen fällen können; meist müssen wir unsere Auswahl unter Unsicherheit treffen. Erkennen wir, daß das vermeintliche Streben nach immer weiteren Informationen zur Abrundung des Entscheidungsumfeldes oft nur eine billige Ausrede ist, die unser Herumdrücken um die Entscheidung kaschieren soll! Gehen wir also die Entscheidung an! Jetzt stoßen wir auf die Entscheidungs- oder Zielkonflikte. Ein echter Zielkonflikt liegt immer dann vor, wenn es keine Handlungsmöglichkeit gibt, die im Hinblick auf sämtliche Teilziele zugleich als optimal angesehen werden kann - wahrscheinlich eine häufige Erfahrung in unserem Entscheidungsleben.

Darüber hinaus gibt es die Situation, daß uns zwei Entscheidungsalternativen zur Verfügung stehen, die uns gleich schlecht erscheinen. Das wäre ja kein Problem, wenn (mindestens) eine dritte Handlungsmöglichkeit realisiert werden könnte, die in ihren Auswirkungen besser beurteilt wird. Das ist aber häufig nicht der Fall. Was tun in solchen Fällen? Schließlich gibt es den Entscheidungskonflikt, den wir uns so im Paradies vorstellen: Wir sollen zwischen zwei Alternativen wählen, die beide für sich betrachtet jeweils als vorteilhaft angesehen werden.

Aus der Schwierigkeit, sich trotzdem für eine der beiden Handlungsmöglichkeiten entscheiden zu müssen, resultiert die Gefahr des unentschlossenen Verharrens - sowohl bei der Auswahl zwischen zwei „guten“ wie auch zwei „schlechten“ Alternativen. Das führt eventuell dazu, daß de facto die eigentlich von vornherein als schlechter ausgesonderte Unterlassensalternative realisiert wird: Keine Entscheidung ist also oft die schlechteste Entscheidung! Dieses Problem wird in der Entscheidungstheorie häufig an dem Beispiel des BURIDANISCHEN ESELS verdeutlicht. Dieser Esel stand in der Mitte zwischen zwei gleich beschaffenen Heuhaufen. Seine beiden Handlungsalternativen, rechts oder links zu fressen, waren gleich attraktiv, und so ist er unentschlossen verharrend schließlich verhungert.¹⁰

Wir müssen als Gesellschaften der westlichen Welt solche Entscheidungsprobleme lösen. Es ist in unserem Interesse, daß wir es vermeiden, uns vor der schwierigen Entscheidung zu drücken und damit aus Angst vor dem Entscheidungsproblem die schlechteste Handlungsalternative, die Unterlassensalternative, realisieren. Wir können uns dann später auch nicht mit dem Hinweis auf vermeintliche Sachzwänge herausreden, wenn wir selber unser Schicksal bestimmen konnten. Schließlich sind wir selber unseres Glückes Schmied.

Mit unseren Entscheidungen sollten wir unsere Zukunft gestalten. Dabei dürfen wir die Vergangenheit nicht idealisieren, wir sollten nicht nur rückwärtsgewandte Utopien verfolgen. Darin liegt **unsere Chance in der Chancengesellschaft!**

Eine besondere Bedeutung kommt dabei den Naturwissenschaften zu. Denn der Fluß der Entdeckungen kennt keinen Ozean, in den er mündet. Je breiter er dahinströmt, desto mehr verzweigt sich sein Delta und erschließt neue Regionen - solange es Menschen gibt, die sich für Dinge wie das Universum, das Leben, das Bewußtsein interessieren. „Der Fluß der Entdeckungen wird auch in Zukunft nicht abreißen; er wird unser Verständnis der Welt vertiefen und uns in die Lage versetzen, Katastrophen zu verhindern und ein gesünderes Leben zu führen.“¹¹

¹ Rorty, Richard: Philosophie & die Zukunft - Essays, Frankfurt am Main 2000, Seite 165.

² Vergleiche Regierungsbericht „Zur Technologischen Leistungsfähigkeit Deutschlands 2002“, herausgegeben vom Bundesministerium für Bildung und Forschung, Seiten viii und 110.

³ Beck, Ulrich: Risikogesellschaft - Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt am Main 1986, Seite 300.

⁴ Siehe hierzu Maslow, Abraham H.: Motivation und Persönlichkeit, Olten und Freiburg im Breisgau 1977.

⁵ Schulze, Gerhard: Die Erlebnisgesellschaft - Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt am Main und New York 1992, Seite 541.

⁶ Derselbe, a.a.O. Seite 61.

⁷ Vergleiche hierzu Jankélévitch, Vladimir: Das Verzeihen - Essays zur Moral und Kulturphilosophie, Frankfurt am Main 2003, Seite 183.

⁸ Siehe hierzu beispielhaft Wehler, Hans-Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte - Erster Band: Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur Modernisierung der Reformära 1700-1815, München, 2. Auflage 1989, Seite 133-135.

⁹ Siehe derselbe, a.a.O., Seite 406.

¹⁰ Siehe Bitz, Michael: Die Strukturierung ökonomischer Entscheidungsmodelle, Wiesbaden 1977, Seite 266.

¹¹ Maddox, John: Was zu entdecken bleibt - Über die Geheimnisse des Universums, des Ursprungs des Lebens und die Zukunft der Menschheit, Frankfurt am Main 2000, Seite 36.